

Der Geologe Pierluigi Antonelli hat sich in dem kleinen Bergdorf Casedisopra einquartiert, um, wie er den neugierigen Einheimischen erklärt, an einem offiziellen Gutachten zur Bodenbeschaffenheit der Umgebung zu arbeiten. Eines Tages ist er spurlos verschwunden. Als wenig später bei Aufräumarbeiten nach einem Erdbeben seine Leiche gefunden wird, nimmt sich Marco Gherardini, Inspektor der Forstpolizei, des Falls an. Die Obduktion ergibt, dass Antonelli erschlagen wurde. Doch damit nicht genug: Das Pensionszimmer des Geologen wird aufgebrochen und verwüstet, ein Unbekannter im schwarzen Mantel macht die Gegend unsicher, und ein Dorfbewohner stirbt – offenbar auf dieselbe Weise wie Antonelli. Und alles läuft auf die Frage hinaus: Was wollte der Geologe wirklich in dem Bergdorf?

FRANCESCO GUCCINI, Jahrgang 1940, zählt zu den bedeutendsten italienischen Liedermachern. Sein Freund LORIANO MACCHIAVELLI ist erfolgreicher Krimiautor. Beide leben im rauen Apennin, den sie in ihren gemeinsamen Büchern so wunderbar charakterisieren. »Trübe Aussichten« ist der zweite Teil einer neuen Krimiserie um Forstinspektor Marco Gherardini, die in Italien monatelang auf der Bestsellerliste stand.

Francesco Guccini/
Loriano Macchiavelli

Trübe Aussichten

Kriminalroman

Aus dem Italienischen
von Christiane von Bechtolsheim

btb

Die italienische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »La pioggia fa sul serio«
bei Mondadori, Mailand.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2016,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Copyright © 2014 by Arnoldo Mondadori Editore S. p. A., Milano
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotiv: © Roberto Pastrovicchio/Arcangel Images
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
mr · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-71375-2

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

SELTSAME GESCHEHNISSE UND SELTSAME LEUTE IN
CASEDISOPRA

»Einen dermaßen verregneten September hat es noch nicht gegeben«, behaupteten die Alten im Dorf. Das musste nicht unbedingt stimmen. Aber klar, sie verstanden was vom Wetter und von meteorologischen Widrigkeiten. Sie hatten ja sonst nicht viele Gesprächsthemen, mit denen man den Tag verbringen konnte.

Mitte des Monats hatte es eine wahre Explosion gegeben, einen sintflutartigen Wolkenbruch, bei dem das Wasser stundenlang so dicht herunterprasselte, dass man keine zwei Meter weit sah. Der Regen hatte zwar zum Glück ein bisschen nachgelassen, aber es hatte unaufhörlich zwei Tage und zwei Nächte in Strömen weitergeregnet.

Die Sonne zeigte sich eine Weile, dann wieder Regen, dann wieder kurz die Sonne, dann, was sonst, Regen.

Die unvermeidliche Folge waren Erdrutsche, mal hier, mal dort. Kleinere oder größere Erdrutsche, Muren, ein Felsbrocken, der auf eine Straße gerollt war, über die Ufer tretende Bäche, Gesteinsmassen, die zu Tal gingen.

Im Westen, wo es ausgedehnte Kastanienwälder gab, hielten die Wurzeln der jahrhundertealten Bäume alles halbwegs fest, obgleich ein Teil des Geländes schon in Bewegung geraten war und die Bäume sich unnatürlich neigten. Aber im Osten, jenseits des Flusses, »hinterm Wasser«, wie die Leute sagten, gab der Boden eher nach, er war geologisch anders, ein wenig weicher, stärker der Sonne ausgesetzt, und die Bauern hatten die Wälder zu allen Zeiten gerodet, um ausgedehntes Ackerland zu

gewinnen. Nur gab es jetzt keine Bauern mehr, auch sonst niemanden, der sich um die mehr oder weniger großen Flächen kümmerte, auf denen nur noch Gestrüpp und ein paar einsame Bäume wuchsen. Da kam bei dem Dauerregen oft etwas herunter.

Im Dorf war ein Geologe aufgetaucht. Die Forstpolizei hatte ihn nicht angefordert, zumindest war Inspektor Marco Gherardini, aus verschiedenen familiären Gründen Bussard genannt, von keinem Vorgesetzten über die Ankunft informiert worden. Auch die Gemeinde hatte ihn nicht kommen lassen.

Dann vielleicht die Provinzverwaltung oder gar die Region, hatte Inspektor Gherardini gedacht. Er war froh, dass der Geologe sich an die Arbeit machte, auch wenn der die Erdrutsche nicht besonders oft inspizierte. Er war immer wieder mit einer anderen merkwürdigen Gestalt unterwegs, die es auch nach Casedisopra verschlagen hatte, einem englischen Architekten namens Bill Holmes: ein kultivierter Herr Anfang sechzig, groß, hager, weißes Haar, ansteckendes Lachen, ein Liebhaber der guten lokalen Küche und, warum auch nicht, des dazugehörigen Weins. Holmes war in diesen Tagen – zumindest erzählte er das im Dorf – auf der Suche nach lokaler sakraler Architektur, alte Kapellen, Bildstöcke, all so was. Er fotografierte sie ausgiebig von allen Seiten, skizzierte sie sehr geschickt für spätere Aquarelle, und studierte sie, wie gesagt, oft in Begleitung des merkwürdigen Geologen. Dabei gab es dort, wo der Architekt seine Forschungen betrieb, gar keine Erdrutsche.

Die Fotos machte nicht der Architekt selbst, sondern die offizielle Fotografin, seine junge blonde Nichte Betty, der es den Dörflern zufolge »an nichts fehlte«, sprich, an der alles dran war. Eben rundherum eine Schönheit.

Ansonsten regnete es, abgesehen von dem bisschen Sonne

hin und wieder, es regnete und regnete. Das hydrogeologische Gleichgewicht in der Gegend geriet aus den Fugen. Und alles andere nahm ebenfalls seinen Lauf.

Es wurde dunkel. Vor der Trattoria und Bar *Bei Benito* saß an einem Tisch ein Mann um die vierzig und nippte an einem Aperitif. Mittelgroß, kurzes Haar, leichte rote Windjacke über einem blauen Baumwollpullover, Jeans und knöchelhohe Schuhe, die für Bergwege geeignet waren. Er stellte sein Glas ab und zündete sich eine Zigarette an, wobei er das Flämmchen des Feuerzeugs mit einer Hand gegen die leichte Brise abschirmte, die mittlerweile wehte.

Ein Typ stellte sich vor ihn hin. Er war noch jung, aber eine beginnende Glatze und das von einem feinen Netz aus Falten überzogene Gesicht ließen ihn älter erscheinen. »Sind Sie der mit den Erdrutschen?«, fragte er.

Der Mann am Tisch stieß den Rauch aus. »Wenn Sie damit sagen wollen, dass ich sie verursacht habe, irren Sie«, spötelte er. »Wenn Sie wissen wollen, ob ich derjenige bin, der die geologische Situation hier in der Gegend untersuchen und die Gefahr von Erdrutschen einschätzen soll und so weiter, tja, der bin ich.«

Der Neuankömmling wollte sich schon einen Stuhl nehmen und sich setzen, überlegte es sich aber anders. Er drückte sich den Zeigefinger auf die Brust. »Ich heiße Ridolfi, Agostino Ridolfi, ich habe eine kleine Firma mit einem Bagger und noch anderen Baumaschinen. Ein paar Arbeiter habe ich auch. Bei Bedarf kann ich auf die Schnelle noch mehr einstellen. Mit Papieren ...« Er sah sich rasch um. »... oder auch ohne, wie Sie wollen, verstehen Sie?«

»Ich könnte es verstehen, aber wieso kommen Sie damit ausgerechnet zu mir?«

»Sie haben doch gesagt, dass Sie der mit den Erdrutschen sind.«

»Ja, aber ich muss sie nur untersuchen, das Ausmaß des Schadens abschätzen und dann meinem Auftraggeber berichten, damit weitere Entscheidungen getroffen werden können.«

»Und wer trifft die Entscheidungen?« Ridolfi fand, dass es Zeit war, sich hinzusetzen. Er tat es, legte die Ellenbogen auf den Tisch, sah den Vierzigjährigen fest an und sagte halblaut: »Ich will Klartext reden. Wer soll die Erdarbeiten machen?«

»Keine Ahnung! Das ist noch nicht entschieden. Vielleicht die Provinz oder die Region, je nach Zuständigkeit. Vielleicht muss das der Eigentümer auch selber machen ...«

Der Mann mit dem Bagger fiel ihm ins Wort. »Wie? Die Valeriani und ihr Mann? Dann schaut es schlecht für uns aus. Diese Pfennigfuchser. Da kann man gleich für die Forstpolizei arbeiten.«

»Wissen Sie, Signor Ridolfi ...«

»Gosto, so nennen mich alle.«

»Gut, Gosto. Wissen Sie, ich kann dazu nichts sagen, ich führe nur einen Auftrag aus.«

»Ich verstehe, ihr kommt hierher, schaut euch unsere Erdrutsche ein bisschen an und den Auftrag für die Bauarbeiten vergebte ihr dann an jemanden, der euch passt. Am Ende haben wir das übliche Amigogeklüngel, die Firmen stürzen sich wie hungrige Wölfe auf das Geschäft, und die Arbeiten werden nie beendet, es sind Leute von außerhalb, und wir hier hätten zwar das gute Recht, uns selbst um unsere Erdrutsche zu kümmern, ziehen aber regelmäßig die Arschkarte!«

Er hatte die Stimme erhoben, die laut über die menschenleere Piazza tönte. Die wenigen Sommerfrischler waren schon fort, und die Einheimischen waren bei der Kälte um die Uhrzeit schon zu Hause.

Der Streit war bis in die Trattoria zu hören, und Benito, der Wirt, der gerade eine große Korbflasche Roten, die er irgendwo erstanden hatte, in kleine Flaschen abfüllte, wandte sich, ohne seine Tätigkeit zu unterbrechen, an Amdi. »Schau mal, was da draußen los ist.«

Der junge Mann lebte schon seit ein paar Jahren im Dorf, aber noch niemand hatte begriffen, ob er aus Marokko oder aus Tunesien stammte. Er selbst äußerte sich nicht näher dazu, vielleicht hatte er keine Aufenthaltsgenehmigung.

Amdi trat an die Tür und beobachtete die Szene schweigend.

»Jetzt beruhigen Sie sich mal«, sagte der Geologe, »und reißen Sie sich zusammen. Falls überhaupt Maßnahmen ergriffen werden sollten, hat das mit mir nichts zu tun. Aber ich denke mal, dass alles vorschriftsmäßig und ohne Gemauschel und Betrug ablaufen wird ...«

»Ohne Gemauschel und Betrug? Dass ich nicht lache. Ich weiß doch, wie so was läuft. Aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen, ich kenne nämlich auch jemanden, und Sie können sich drauf verlassen, dass das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Denken Sie an Agostino Ridolfi. Wiedersehen!« Er stand auf, packte den Stuhl an der Lehne, hob ihn hoch und stieß ihn hart auf den Boden, bevor er sich davonmachte.

Amdi fragte von der Tür aus: »Alles in Ordnung? Stimmt was nicht?«

»Alles in Ordnung, Amdi. Bloß dörflicher Hickhack«, sagte der Geologe und zeigte auf sein Glas. »Bring mir noch eins.«

Die Hände in den Taschen seines eleganten, kurzen dunklen Mantels, stand der Mann reglos auf dem Treppenabsatz und blickte dem anderen, der ihm geöffnet hatte, fest ins Gesicht. Ein spöttischer, vielleicht böartiger Blick. Der andere erwiderte den Blick, aber nur flüchtig, und wandte sich gleich ab,

um zu Ende zu führen, womit er, bevor es klingelte, beschäftigt gewesen war: die Espressokanne zu füllen.

Der Mann im Mantel trat ein. »Und?«, fragte er.

»Null, von nichts kommt nichts«, erwiderte der Hausherr, ohne aufzuschauen, und zündete das Gas unter der Kanne an.

»Gar nichts?«

»Das auch wieder nicht, aber er hat gesagt, dass die Sache inzwischen zu kompliziert ist, weil die Leute im Dorf ihn im Auge behalten«, sagte der Hausherr und starrte immer noch die Espressokanne an, als könnte er damit das Aufsteigen des Kaffees beschleunigen.

Der Typ im Mantel rückte einen Stuhl vom Tisch und setzte sich. »Verstehe«, sagte er, »er will den Einsatz erhöhen.«

»Das dachte ich auch, und ich habe ihm zu verstehen gegeben, dass wir schon auch verhandeln würden.«

»Und?«

Der Kaffee war durchgelaufen, der Hausherr rührte die dunkle Flüssigkeit mit einem Löffelchen um. »Soll besser schmecken«, erklärte er. »Magst du einen?«

Der Kaffee interessierte den Mann im Mantel so gut wie gar nicht. Er stand auf, stellte sich vor den anderen hin und sagte ihm leise, aber entschlossen ins Gesicht: »Wenn es stimmt, was du sagst, siehst es schlecht für dich aus, so richtig schlecht, das ist dir schon klar, oder?«

Der andere antwortete nicht sofort. Zeit schindend füllte er das Tässchen, das neben der Spüle bereitstand, und fragte noch mal: »Willst du jetzt einen?«

Die Antwort klang barsch: »Nein, ich mag keinen Kaffee.« Er trat zwei Schritte zurück, steckte die Hände in die Manteltaschen und fragte spöttisch: »Was hast du jetzt vor?«

Der andere rührte Zucker in den Kaffee, bevor er antwortete. »Ich bleibe dran, aber ich habe wenig Hoffnung.«

»Mein Freund – du nimmst es mir doch nicht übel, wenn ich dich so nenne? Nein, nicht wahr? Wir zwei sind doch Freunde. Und wir haben sogar eine ganze Menge weiterer Freunde, die an dem Geschäft interessiert sind.« Er hob die rechte Hand, ohne sie aus der Manteltasche zu ziehen, und zielte auf den Bauch des Hausherrn, der erschrocken zurückwich. Der Mann grinste, nahm die Hand aus der Tasche und hob sie hoch. »Keine Sorge, ich bin ohne. Noch.«

Der Hausherr ließ sich auf einen Stuhl fallen. Er flüsterte: »Ich brauche mehr Zeit. Ihr kriegt alles zurück, mit Zinsen. Und wenn er seine Meinung wirklich nicht ändert, kann ich was verkaufen, ich habe ein paar Geschäfte am Laufen, ich zahle alles zurück, bis auf den letzten Cent.«

»Die Leier kenne ich schon. ›Ich habe ein tolles Geschäft‹, hast du behauptet, ›haufenweise Geld für jeden. Ihr kriegt nicht nur zurück, was ich euch schulde, sondern verdient noch mehr ...‹ Und wo ist die Kohle, du Arschloch? Ich, das heißt wir, schenken vielleicht ein Mal Vertrauen, aber kein zweites Mal, kapiert, du Idiot?« Er packte den anderen am Kragen, riss ihn vom Stuhl, stieß ihn wieder zurück. »Weißt du, was ich glaube? Ich glaube, dass du uns bescheißt, du hast dich mit dem Typen abgesprochen, und ihr macht halbe-halbe. Hab ich recht?«

»Nein, ich schwör's dir! Er hat es sich anders überlegt, er will nichts mehr davon wissen.«

»Und jetzt?«

»Ich ... ich weiß nicht ...«, erwiderte der Hausherr und stützte den Kopf auf die Hände.

Der Mann im dunklen Mantel betrachtete ihn kopfschüttelnd. Er zündete sich eine Zigarette an und blies dem anderen den Rauch ins Gesicht. Er dachte kurz nach. »Wenn es stimmt, was du sagst, und du nicht versuchst, uns zu bescheißen – ich hätte schon eine Methode, ihn zu überzeugen.«

»Was denn für eine?«

»Eine absolut sichere Methode.« Der Mann warf die nur halb gerauchte Zigarette auf den Boden und trat sie aus. »Aber pass auf. Vielmehr passt alle beide auf, du und er, dieser Idiot, der nicht mehr mitmacht.«

»Ich sage doch: Ich habe ihm schon mehr Geld geboten.«

»Es gibt bessere Methoden, Leute zu überzeugen. Also, du hörst bald von mir. Vorläufig ...«

Er deutete mit Zeigefinger und Daumen eine Pistole an und tat, als würde er auf den Hausherrn schießen, der in sich zusammengesackt dasaß. »Kopf hoch, Sportsfreund, vorläufig lebst du noch.«

Er ging. Kurz darauf war zu hören, wie ein Auto losfuhr und sich entfernte.

Amdi balancierte ein Tablett mit einem Glas und zwei Schälchen, eines mit Oliven, das andere mit Chips. »Bitte schön, deine Aperitif«, sagte er und stellte das Gewünschte auf den kleinen Tisch. »Warum du sitzt draußen, es ist kühl, so spät. Außerdem ...« – er zeigte auf den Laptop vor dem Gast – »bald zu dunkel zu schreiben.«

Der Gast lächelte. »Ich sehe noch genug, außerdem darf ich hier draußen rauchen.«

Amdi zuckte mit den Schultern und ging zurück. In der Tür blieb er stehen und beobachtete den seltsamen Gast. Tagsüber war er irgendwo unterwegs, allein oder mit diesem anderen seltsamen Typen, dem Engländer, und abends saß er da, trank einen Aperitif und schrieb am Computer. Komische Leute, dachte Amdi bei sich. Er wollte gerade hineingehen, als er ein Auto kommen hörte. Er sah, wie es auftauchte und unten an der Piazza hielt. Es war eines dieser Autos, die im Vorbeifahren die Blicke auf sich ziehen. Großer Hubraum, auf Hoch-

glanz poliert und ohne jeden Kratzer. Ein Typ in kurzem dunklen Mantel stieg aus. Er streckte sich, als hätte er eine lange Fahrt hinter sich, steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen, kramte in der Tasche nach einem Feuerzeug, fand keines und blickte sich um. Er sah den Gast draußen vor der Trattoria sitzen und rauchen, und ging zu ihm. Er grüßte und sagte etwas, das Amdì nicht verstand. Aber der Gast reichte ihm sein Feuerzeug.

Amdì betrat die Trattoria und hörte kurz darauf, dass zwischen den beiden ein ziemlich lauter Streit entflammt war. Zurück in der Tür, sah er, dass der Neuankömmling redete und mit den Armen fuchtelte. Auch der Gast hatte die Stimme erhoben und fiel dem anderen ins Wort.

»Was ist da los?«, brummte Amdì. Bedroht der ihn, dachte er und fragte: »Alles in Ordnung? Stimmt was nicht?«

Er bekam keine Antwort. Von keinem der beiden. Der Mann in dem dunklen Mantel klappte den Laptop des Gastes mit einem Schlag zu.

Besser nicht in Kram von anderen Leuten einmischen, dachte Amdì und wandte sich wieder seinem eigenen Kram zu.

»He, Amdì!«, rief der Gast.

Amdì ging zu ihm und vermied dabei, den Neuankömmling anzusehen. Er wollte keinen Ärger.

»Bitte bring ihn in mein Zimmer«, sagte der Gast und deutete auf seinen Laptop. »Und lass ihn ja nicht fallen, da steckt mein ganzes Leben drin.« Amdì nahm den Laptop und wollte hineingehen. »Warte, nimm meinen Schlüssel mit. Wie kommst du denn sonst rein?«

»Ich komme rein. In Kabuff hinter die Theke sind die Zweitschlüssel. Gäste verlieren mehr Schlüssel als Haare. Gut«, sagte er, den Schlüssel des Geologen schon in der Hand, »den ich hänge nachher an Schlüsselbrett an die Treppe.«

Bevor er mit dem Laptop hineinging, warf er einen letzten Blick auf die beiden. Sie gingen nebeneinander über die Piazza. Amdi überließ sie ihrem Schicksal und trat an die Theke, um dem Wirt zu erzählen, was vor der Trattoria vorgefallen war. Aber Benito war nicht mehr da.

BEI BENITO VERSCHWINDEN GÄSTE ...

Warum Benito Bologna verlassen hatte und ausgerechnet nach Casedisopra gezogen war, wo es so viele andere Orte auf der Welt gab, wusste niemand so recht, und es hatte viel Gerede gegeben. Darunter manche böse Zunge. Jedenfalls hatte er, als er in Casedisopra erschien, den Kaufvertrag für die Osteria nebst allem Drum und Dran bereits in der Tasche gehabt und im Sinn einen radikalen Umbau seines neu erworbenen Eigentums, um es für die kommende Touristensaison entsprechend aufzupeppen.

Damit hatte er auf der Stelle angefangen, und auf dem Schild, einem uralten wettergegerbten Holzbrett mit der Inschrift *Osteria der zwei Pilger*, stand eingebrannt ein paar Tage später *Bei Benito*. Dasselbe Brett, bloß dunkelgrün lackiert.

Eigentlich hieß der Wirt Quintiliano Giusti. Der Name auf dem Schild rührte von Benitos außerordentlicher Ähnlichkeit mit dem leidlich berühmten Benito der jüngsten Geschichte des Landes, und das Schild legte die Vermutung nahe, dass diese Ähnlichkeit dem Wirt nicht missfiel. Eine Frage des Geschmacks.

Unter *Bei Benito* hatte er auf dasselbe Brett noch *Trattoria-Bar* geschrieben. Das war der ganze Umbau, den der neue Wirt sich leisten konnte. So blieb neben der Tür ein ebenfalls hölzernes altes Schild an der Wand hängen, auf das ein unbekannter naiver Künstler einen lachenden Koch gemalt hatte, der die Spezialitäten des Hauses anpries: *Handgemachte Tagliatelle* und *In der Saison: Pilze, Trüffel und Wildbret*.

Wie die vielen anderen Lokale in den Bergen war *Bei Benito* ein Treffpunkt für alle möglichen Menschen, eine Insel, auf der unterschiedliche Völker, Kulturen und Religionen zumindest auf den ersten Blick friedlich miteinander lebten. Tunesier waren dort anzutreffen, Südtaliener – vor allem Maurer –, Amdi, der möglicherweise aus Marokko stammende Kellner, traditionsbewusste Alteingesessene, Leute, die wegen der hohen Mieten aus der Stadt geflüchtet waren, und in der Sommersaison Urlauber. Ein seltenes Beispiel multikultureller Integration.

Er blieb vor dem Eingang zur Trattoria-Bar stehen, zog ein letztes Mal an der Zigarette und drückte sie in einem Blumentopf aus, der ursprünglich der Blumen wegen dort hingestellt worden war. Jetzt kämpfte eine letzte dürre Geranie zwischen den vielen Kippen ums Überleben.

Er ging hinein. Nur der Wirt war da, Benito, ein großer Kerl mit Glatze, wie immer in einem kragenlosen weißen Hemd und mit ebenso weißer Schürze. Im Winter wie im Sommer war er so angezogen, als wäre es seine Uniform.

Im Lokal spürte Marco Gherardini, Inspektor der Forstpolizei, sofort, dass dicke Luft war. Er grüßte: »Hallo, Benito.«

Die Ellenbogen auf die Theke gestützt, das Kinn zwischen den Händen, erwiderte der Angesprochene mit einem Gegrummel, das für den Inspektor mehr nach Grunzen als nach der Erwiderung seines Grußes klang. Er war es gewohnt. Wie jeder im Dorf wusste er, dass Benito, wenn die Dinge nicht zu seiner Zufriedenheit liefen, schlechter Laune war und die ganze Welt auf dem Kieker hatte, als wäre sie an seinen Problemen schuld. Und bei seinen Problemen ging es fast ausschließlich um die Einnahmen.

»Sind nicht gerade viele Leute da«, bemerkte der Inspektor, auf die Tische im Freien anspielend.

»Hier drin auch nicht«, brummte Benito und richtete sich müde auf. »Was nimmst du?« Er erwartete keine Antwort. Er bückte sich und holte unter der Theke eine unetikettierte Flasche aus klarem Glas mit ebenso wasserklarem Inhalt hervor und füllte zwei Gläschen randvoll. Er deutete auf eines, und noch ehe sich der Inspektor bediente, prostete er ihm mit dem anderen Glas zu: »Auf den, der uns in die Scheiße rein-geritten hat. Zum Teufel mit ihm!«

Gherardini stieß wortlos mit ihm an und sagte dann: »Ist heute anscheinend nicht dein Tag, Benito.«

Sie tranken, der eine auf der einen, der andere auf der anderen Seite der Theke, bis der Wirt ihm schließlich beipflichtete. »Ich bin schon eine ganze Weile nicht gut aufgelegt.«

Gherardini hielt sein Glas ins Gegenlicht. »Schmeckt wie Adumas' Grappa.« Der Wirt nickte. »Irgendwann kriegt er von mir eins aufs Dach. Ganz schön dreist. Er macht ihn nicht nur für den Eigengebrauch. Jetzt verkauft er ihn auch noch.« Er trank den letzten Tropfen und fragte: »Ist der Geologe oben?« Benito schüttelte den Kopf. »Er ist noch nicht da? Wie spät ist es denn?« Er sah auf die Uhr, die über dem Bord mit den Schnäpsen hing, eine große, runde, auf alt getrimmte Uhr mit dem ebenso auf alt getrimmten Schriftzug *Amaro Zara*. Halb neun. »Wann isst er zu Abend?«

»Normal um acht. Tja, so ist es. Er ist nicht aufgetaucht. Übrigens ist er schon seit zwei Tagen nicht mehr aufgetaucht.« Er schenkte sich noch einen Schluck Grappa ein. »»Übermorgen mache ich das Zimmer frei«, hat er gesagt, seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

Der Inspektor stellte sein Glas auf die Theke und winkte ab, als Benito Anstalten machte, es noch einmal zu füllen. »Seltsam. Vorgestern hat er noch Bescheid gesagt, er sei fast fertig und würde demnächst in die Stadt zurückfahren, um den Be-

richt abzuschließen. Wir hatten uns für heute Abend hier verabredet. Ich wollte ihn ein letztes Mal zum Abendessen einladen. Er hatte noch rumgescherzt und gemeint: ›Hoffentlich ist es nicht mein letztes‹. Der Inspektor schwieg eine Weile. Dann sagte er: »Wenn er kommt, richte ihm aus, dass ich ihn suche.« Er hob grüßend die Hand und wandte sich zum Gehen.

»Falls er zurückkommt«, brummte der Wirt.

»Was meinst du damit?«

»Jemand, der ohne ein Wort verschwindet und mit ein paar Hundert Euros bei einem in der Kreide steht, kommt nicht zurück und bittet um Entschuldigung. Wenn ich bedenke, was der mich allein an Internet gekostet hat ...«

»Das glaube ich nicht, er ist nicht der Typ dafür.«

»In deinem Alter hätte ich das auch nicht geglaubt. Ich traue inzwischen keinem mehr«, sagte Benito, schlürfte den letzten Tropfen und ließ das Glas in die Spüle fallen.

»Warst du in seinem Zimmer?«

»Glaubst du vielleicht, das hätte ich gestern nicht als Erstes gemacht, als er nicht zum Frühstück runterkam?«

Die Frage verlangte keine Antwort. »Und?«

»Was und?«

»Hat er seine Sachen mitgenommen?«

Benito hatte keine Lust zu antworten. Er kam hinter der Theke hervor und rief auf dem Weg zur Tür nach rechts und links, als wäre die Bar voller Gäste, die er nach Hause schicken wollte: »Wir machen zu, Leute! Schluss für heute!«

Der einzige Gast, Inspektor Gherardini, blieb in der Tür neben Benito stehen, der den einen Türflügel schon geschlossen hatte.

»Hat er seine Sachen nun mitgenommen oder nicht?«

»Bussard, glaubst du vielleicht, ich lasse einen Gast, der sein

Gepäck rausträgt und noch nicht gezahlt hat, einfach raus-spazieren? Und halte ihm auch noch die Tür auf und bedanke mich?»

»Da stimmt was nicht«, sagte der Inspektor. Er hakte sich bei dem Wirt unter und zog ihn wieder hinein. »Jetzt tu mir den Gefallen und geh mit mir in sein Zimmer.«

Am Schlüsselbrett unten an der Treppe hingen sämtliche Schlüssel. Außer der Nummer 13. Benito schimpfte: »Diese bekloppte Adele, die hat ihn bestimmt eingesteckt und dann mit nach Hause genommen. Aber ich hab ja einen Zweitschlüssel im Kabuff.« Er holte ihn.

Gherardini stieg die Treppe hinauf und wartete vor der 13 auf Benito. Er trat zur Seite, um ihn aufschließen zu lassen. Benito drehte den Schlüssel um und verharrte dann leise fluchend in der Tür. Dazu hatte er allen Grund, und als der Wirt ihn hineinließ, wusste Bussard auch, warum.

»Du hast doch gesagt, du bist raufgegangen ... ist dir denn nichts aufgefallen?»

»Gestern früh! Ich bin gestern früh rauf, da war das Zimmer tadellos. Bloß das Bett war ungemacht, ich habe Adele raufgeschickt, damit sie es macht.«

»Anscheinend hat Adele dich missverstanden und das Bett zerlegt, anstatt es herzurichten.« Aber Benito war, wie er dem Inspektor schon gesagt hatte, nicht zum Scherzen aufgelegt und versuchte weiter fluchend, den Schaden zu beziffern.

Die Matratzen auf dem Boden, der Schrank aufgerissen, ebenso die Schubladen der Nachtkästchen und der Kommode, der Inhalt überall verstreut. Auch die Unterlagen, die ordentlich auf dem Tisch gelegen hatten, als Marco Gherardini den Geologen einmal besucht hatte, waren auf dem Boden verteilt.

Zwei Koffer standen aufgeklappt in einer Ecke, und die Kleider, die angesichts der bevorstehenden Abreise bestimmt sorg-

fältig eingepackt gewesen waren, lagen auf dem Bettrost und auf dem Boden herum.

Inspektor Marco Gherardini begutachtete das ganze Zimmer, anschließend warf er einen Blick ins Bad. Dort sah es nicht besser aus. Er ging ins Zimmer zurück, nahm Benito eine Schublade aus der Hand, ließ sie fallen und zuckte mit den Schultern.

»Ist doch eh schon egal«, sagte er. Ein letzter Blick ringsum. »Tja, wenn weder du noch deine Leute was von dem Chaos mitgekriegt haben, das hier veranstaltet worden ist, habt ihr einen ziemlich guten Schlaf.«

»Glaubst du vielleicht, das war nachts?«

»Wenn nicht, dann kann hier tagsüber offenbar jeder rein, den Schlüssel vom Brett nehmen, in irgendein Zimmer gehen und ein solches Chaos« – er deutete um sich – »veranstalten, ohne dass jemand was mitkriegt.«

Benito antwortete nicht. Er verließ das Zimmer und brüllte auf dem Weg nach unten: »Glaubst du vielleicht, wir stehen den ganzen Tag hinter der Theke? Ich bin im Keller, Amdi bedient draußen die Kundschaft, Adele ist einkaufen!« Er hörte erst auf, als der Inspektor, der ihm gefolgt war, auf dem Weg nach draußen war. »Außerdem, mein Lieber, ist so was noch nie vorgekommen. Ich musste noch nie Wachhund spielen! Ich vertraue meinen Mitmenschen!«

»Du hast doch vorhin erst gesagt, dass du keinem mehr traust. Jetzt entscheide dich mal: Vertraust du anderen Leuten oder nicht?«

»Wie denn! Diese ganzen Marokkaner ...«

»Lass die Marokkaner mal beiseite, die haben ihre eigenen Probleme. Ich an deiner Stelle würde zum Maresciallo gehen und Anzeige erstatten.«

»Ja klar!«, raunzte Benito ihn an. »Mann, wer auch immer

das gemacht hat, der ist längst über alle Berge, der Maresciallo erwischt ihn im Leben nicht!«

Der Inspektor überließ Benito seinen Problemen. »War ja nur ein Vorschlag.«

Er blieb auf der Piazza stehen und steckte sich eine Zigarette an. Er zog ein paar Mal daran und sah sich um. Seit mehreren Stunden hatte es nicht geregnet, das Dorf lag trist in einem dämmrigen Licht. An sich empfand er diese Zeit des Tages meist als heiter und entspannt. Der Inspektor dachte, dass es womöglich am Fehlen der Sommergäste lag. Bis zum vergangenen Jahr waren viele noch bis September geblieben, und die letzten, die treuesten, waren erst Ende des Monats abgereist.

Er machte sich auf den Heimweg, doch als er die Piazza überquert hatte, hörte er Benito rufen. »He, Bussard! Warte!« Benito schloss die Bar zu. Er rannte, so schnell er bei seiner Statur rennen konnte, zu ihm. »Geh mit zum Maresciallo«, keuchte er.

»Warum?«

»Ich kann so was nicht. Du gehörst doch da dazu ...«

»Meinst du nicht, dass der Maresciallo um die Uhrzeit seinen Laden auch schon zugemacht hat?«

»Die Carabinieri machen nie zu«, entgegnete er und wandte sich um, in Richtung Kaserne. Gherardini überlegte kurz und folgte ihm. Dann sagte er zu sich: »Was soll's, mit dem Abendessen wird es sowieso spät.«

Schweigend und ohne einer Menschenseele zu begegnen, gingen sie nebeneinander her, bis sie vor der verschlossenen Kaserne standen. Der Wirt wollte schon klingeln. Gherardini hielt ihn zurück.

»Ich dachte, der erwischt ihn sowieso nicht?«

Benito sah ihn verständnislos an.

»Wieso willst du ihn doch anzeigen?«

»Sag du es mir. Sag mir, warum du es an meiner Stelle machen würdest.«

»Weil der Geologe ganz bestimmt nicht aus freien Stücken gegangen ist«, sagte Gherardini, und Benito sah ihn immer noch verständnislos an. »Wozu packt jemand erst Koffer und verteilt dann die Sachen überall? Angenommen, er ist doch freiwillig weg. Warum hatte er es dann so eilig, dass er nicht mal seine Zahnbürste und das Rasierzeug mitgenommen hat, das im Bad auf dem Boden lag? Ist das normal?«

Sie sahen sich noch immer an, als die Tür aufging. Vor ihnen stand Maresciallo Stefano Barnaba, ein junger Mann aus dem Salento, mittelgroß, blond, dünnes Haar, das sich an den Schläfen zu lichten begann.

»Was wollt ihr denn hier?«

Benito erwartete, dass Gherardini reden würde. Gherardini erwartete dasselbe von Benito, und als von dem nichts kam, ermunterte er ihn: »He, Benito, du bist dran.«

»Fang du an, du kennst dich mit so was aus.«

Der Maresciallo war inzwischen herausgekommen und die Tür hinter ihm ins Schloss gefallen. »Überlegt nur, ich gehe schon mal.«

»Wir müssen uns nur über den Hergang einigen, Maresciallo«, sagte der Inspektor. »Damit du keine zwei widersprüchlichen Versionen bekommst.«

»Dann machen wir Folgendes«, sagte Barnaba kurzerhand. »Ihr geht mit Zigaretten holen und erzählt mir derweil die Version, die ihr haben wollt.«

Von der Kaserne zum Tabakladen waren es keine fünfhundert Meter. Genug, um von dem Geologen und dem Zustand seines Zimmers zu berichten. Das Trio blieb vor dem Laden stehen.

»Verstehe«, sagte der Maresciallo. »Also komme ich morgen

früh um neun zu Ihnen in die Trattoria und schaue mir das an, dann überlegen wir, was zu tun ist.«

»Maresciallo, glauben Sie nicht, es wäre ratsam ...«, warf Benito ein.

Der Maresciallo hatte die Ladentür schon halb geöffnet. Er blieb stehen. »Benito, glauben Sie nicht, dass das aufs Gleiche rausläuft, heute oder morgen? Vielleicht kommt der Geologe heute Nacht zurück. Und fassen Sie ja nichts an, lassen Sie alles, wie es ist. Es hilft zwar nichts, aber so ist es Vorschrift.« Er nickte den beiden zu und betrat den Laden.

Gherardini verabschiedete sich ebenfalls. »Gute Nacht dann«, sagte er und machte sich auf den Weg nach Hause.

»Hab ich's nicht gesagt? Der kriegt ihn nie!«, rief der Wirt ihm nach und trottete ebenfalls davon, ärgerlich vor sich hin grummelnd. Wie immer.

... UND DER EINE ODER ANDERE MARESCIALLO
TRITT AUF DEN PLAN

Ein Jahr und ein paar Monate war es her, dass Maresciallo Stefano Barnaba die Nachfolge von Maresciallo Cruenti angetreten hatte, und den Dorfbewohnern war sofort klar gewesen, dass das nur ein Gewinn sein konnte. Ein junger Maresciallo in Casedisopra war etwas Erfreuliches. Das hatte die Gemeinde den anderen Orten in den Bergen voraus. Jeder redete von Erneuerung und neuen Gesichtern. In Casedisopra war die Erneuerung bereits im Gange.

Angefangen hatte es mit Forstinspektor Marco Gherardini, der den Posten mit achtundzwanzig Jahren von seinem Vorgänger übernommen hatte. Dann war Don Stanislao gekommen, ein junger Pfarrer aus Polen, und hatte Don Crescenzo Fallanzani zur Seite gestanden, bis der in Pension gegangen war. Das war mehr als ein Generationswechsel: Von achtundsiebzig auf vierundzwanzig Jahre, so jung war der neue Pfarrer bei seinem Amtsantritt gewesen. Dann war Maresciallo Barnaba gekommen, ebenfalls ein junges neues Gesicht und, wie die Mädchen fanden, ziemlich attraktiv, egal ob in Uniform oder in Zivil.

Wie ausgemacht, erschien der Maresciallo in der Trattoria-Bar. Es war kurz vor neun. Benito lächelte ihn an und stellte sich an die Kaffeemaschine. Ob mit oder ohne Frühstück im Bauch, einen Espresso lehnte man um die Uhrzeit nicht ab.

Aber aus Höflichkeit erkundigte er sich: »Hatten Sie schon einen Espresso, Maresciallo?«

»Ich habe verzichtet. Nachdem heute Serra mit Kaffeemaschinen dran war, habe ich das verschoben.«

»Gut, dann trinken wir beide einen, und dann zeige ich Ihnen das Zimmer.«

Der Maresciallo begutachtete das Zimmer genauso wie Inspektor Gherardini, und bevor er wieder hinunterging, sagte er zu Benito: »Der gute Mann hatte es eilig.«

Unten kramte er in der Hosentasche nach Münzen, aber Benito, der wieder hinter der Theke stand, winkte ab: »Geht aufs Haus, Maresciallo, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Das habe ich nicht, aber machen Sie das nicht allzu oft.« Er stützte sich auf die Theke. »War der Geologe ordnungsgemäß registriert?«

Benito schob ihm das Gästeverzeichnis hin. Der Maresciallo prüfte und übertrug die Angaben zu dem Vermissten in ein Notizbuch: Vor- und Nachname, Adresse, Nummer des Personalausweises et cetera.

»Gut, da stehen ja auch die Festnetz- und die Handynummer.«

»Nach Jahren in dem Beruf habe ich gelernt aufzupassen. Ich bin schon ganz schön reingelegt worden ...«

»Ich rechne damit, ihn bald zu finden. Ich habe genug Anhaltspunkte«, sagte der Maresciallo und schob dem Wirt das Verzeichnis hin. »Wählen Sie die Festnetznummer.«

Ohne große Hoffnung tat Benito wie geheißen, und reichte gleich den Hörer weiter. Die Nummer erwies sich als nicht bekannt.

»Versuchen Sie es auf dem Handy«, sagte der Maresciallo, und Benito wählte. Ergebnis: »Der gewünschte Teilnehmer ist zurzeit nicht erreichbar. Bitte versuchen Sie es später noch einmal.«

»Ich bereite das Inspektionsprotokoll vor, und Sie kommen dann zum Unterschreiben in die Kaserne. Aber lassen Sie sich Zeit, Benito, lassen Sie sich Zeit.«

Die Schlussbemerkung des Maresciallo freute Benito ganz und gar nicht. »Schon, aber was haben Sie denn vor, Maresciallo?«

»Tja, Benito, was soll ich sagen? Ich kenne Antonelli ja nur flüchtig, aber auf mich wirkt er seriös und anständig. Er taucht schon wieder auf.«

»Ich weiß nicht recht.«

»Meines Erachtens könnte es durchaus sein, dass er aus freien Stücken gegangen ist, ich sehe jedenfalls keinen Anlass zu Ermittlungen. Ich werde mit der Familie Kontakt aufnehmen und weitere Informationen einholen«, sagte er und als er Benitos Miene sah: »Ein Fahndungsgrund wäre, wenn er Sie bestohlen hätte.«

»Das wäre ja noch schöner«. Benito schüttelte, während der Maresciallo sich zum Gehen wandte, ziemlich enttäuscht den Kopf und brummte vor sich hin.

»Es gäbe eine Möglichkeit«, sagte der Maresciallo, schon an der Tür.

»Nämlich?«

»Sie zeigen ihn an.«

»Wegen was denn?«

Der Maresciallo überlegte. »Was weiß ich, weil er die Schublade kaputt gemacht hat.«

Benito übergang die spöttische Bemerkung. »Meinen Sie, es würde reichen, dass er, ohne zu zahlen, verschwunden ist?«

»Das dürfte reichen, man könnte ihm Betrug unterstellen.«

»Und wie ginge es dann weiter?«

»Ich würde versuchen, den Betrüger über Kollegenkontakte ausfindig zu machen, aber wegen der paar Euro, die er ihnen schuldet, klappere ich bestimmt nicht ganz Italien ab. Für den Staat wäre es günstiger, Sie direkt zu entschädigen. Es käme ihn billiger.«

»Keine schlechte Idee.«

»Sie können einen Antrag stellen und warten, was kommt. Versprechen kann ich nichts. Und *nichts* meine ich hier ganz wörtlich.« Er wandte sich um, hob grüßend die Hand und sagte im Hinausgehen: »Ich versuche ihn von der Kaserne aus zu erreichen.«

Benito wartete, bis er außer Hörweite war, und machte dann seinem Ärger Luft: »Verarschen kann ich mich selber! ›Ich versuche ihn von der Kaserne aus zu erreichen.‹ Was glaubst du wohl, was ich die letzten Tage gemacht habe?«

In der Kaserne blieb Maresciallo Barnaba am Empfangstisch stehen und legte dem diensthabenden Serra das Notizbuch mit den Angaben aus Benitos Gästeverzeichnis hin. »Notier dir die beiden Telefonnummern und ruf so lange an, bis sich irgendwann jemand meldet.« Er wartete, bis Serra alles abgeschrieben hatte, nahm das Notizbuch wieder an sich und fragte auf dem Weg in sein Büro: »Ist Gaggioli da?«

»Nein, Signor Maresciallo, er ist noch nicht zurück.«

»Schick ihn gleich zu mir, wenn er kommt«, sagte er und zog die Tür zu seinem Büro hinter sich zu.

Der Vorfall in der Trattoria hatte ihn nicht so gleichgültig gelassen, wie er Benito gegenüber getan hatte. Etwas hatte ihn stutzig gemacht und zwang ihn, sich nun doch um die Sache zu kümmern. Und zwar mit einem gewissen Nachdruck, denn kurz darauf stand er in der Tür und fragte: »Was Neues von den beiden Nummern?«

»Keine Antwort, Maresciallo.«

»Und Gaggioli? Wo steckt der denn?« Der Carabinieri zuckte mit den Schultern. »Such ihn, sag ihm, ich brauche ihn dringend hier.«

Stabsgefreiter Gaggioli klopfte dreimal bei seinem Vorgesetzten an die Tür und trat ein. Es war üblich, dass die Untergebenen keine Antwort abwarteten.

»Sie haben mich rufen lassen, Maresciallo?«

»Wo zum Teufel hast du denn gesteckt?«

»Wo Sie mich hingeschickt haben, Maresciallo. Die Anzeige der Witwe Boschini prüfen.«

»Stimmt, die Witwe Boschini. Deswegen hast du so lang gebraucht.«

»Ich habe nur überprüft, ob eingebrochen wurde.«

»Und einen Kaffee getrunken, nehme ich mal an.«

»Genau. Ich hatte gar keine Wahl.«

»Hat sie dir sonst noch was angeboten?« Der Stabsgefreite schwieg. »Natürlich hat es wie immer keinen Einbruch gegeben, ebenso wenig wie die anderen Male.«

»So ist es, Maresciallo. Aber Sie haben mich rufen lassen?«

Der Maresciallo bedeutete ihm, sich zu setzen, drehte den Computerbildschirm und forderte Gaggioli mit einer Geste auf, den Text zu lesen, an dem er bis eben geschrieben hatte. Viel war es nicht: die Nachricht vom Verschwinden des Geologen, eine kurze Beschreibung von Zimmer 13, die Erklärungen des Wirtes der Trattoria *Bei Benito*, die Angaben zu dem Vermissten und schließlich Maresciallo Barnabas Vermutung, dass der Geologe das Gasthaus möglicherweise gegen seinen Willen verlassen hatte.

Der Stabsgefreite drehte den Bildschirm wieder zu seinem Vorgesetzten. »Ich kümmere mich sofort drum, Maresciallo«, sagte er, und während er sich anschickte, sich darum zu kümmern ...

... schickte Inspektor Marco Gherardini sich an, aus dem Geländewagen auszusteigen, um in die Kapelle der *Madonna dei*

Boschi – der Muttergottes im Walde – zu gehen. Vor der Kapelle stand ein Auto, er parkte daneben und beobachtete kritisch den Regen, der in Strömen niederging. Das war nichts Besonderes mehr. Der Sommer von früher, als einen die Nachmittagssonne noch zwang, bei halb geschlossenen Fensterläden im Haus zu bleiben und auf die abendliche Brise aus den Bergen zu warten, wo die Luft abkühlte, nun, dieser Sommer schien Casedisopra vergessen zu haben.

Regen, ein bisschen Blau, gerade so lange, dass die Schnecken ihre Hörner ausfahren, und dann wieder Regen. Die Erde nahm nichts mehr auf, das Wasser rann über die Oberfläche, sammelte sich in Gräben und schwoll an, und auch die alten Pfade im Apennin verwandelten sich in Sturzbäche.

Der Inspektor beobachtete die Wassermassen, die über die Windschutzscheibe flossen und mit denen die Scheibenwischer nicht mehr fertig wurden, und überlegte, ob es ratsam war, die Tür zu öffnen.

»Bin ich eigentlich blöd?«, brummte er. Er spielte mit dem Gedanken, den Motor wieder anzulassen und ins Dorf zurückzufahren. Trocken.

Einen besonders guten Eindruck würde er bei der jungen Frau allerdings nicht hinterlassen, denn der Geländewagen, neben dem er parkte, gehörte zweifelsohne Betty. Und wenn der Geländewagen da stand, war Betty ganz sicher in der Kapelle und wartete auf das Ende der Sintflut. Abgesehen davon, dass sie ihn hatte kommen sehen; bestimmt hatte sie durch eines der beiden Fenster neben der Tür geschaut, und sie kannte das Auto der Forstpolizei.

Betty war eine interessante junge Frau und sprach, im Gegensatz zu ihrem Onkel Bill, gut Italienisch, mit einem kehligem Klang, der sich sympathisch anhörte. Vor ein paar Tagen waren sie sich bei Benito begegnet, und Betty hatte gesagt: »In

der Gegend um das Haus des Hauptmanns bin ich nicht gern allein, da ist mir unheimlich.«

»Du wirst den Gefahren unserer Berge nie allein ausgesetzt sein. Inspektor Marco Gherardini wird über deine Sicherheit wachen«, hatte er gescherzt.

»Du glaubst mir nicht, aber ich habe dort schon merkwürdige Typen herumlaufen sehen.«

»Du hast ja recht. Die Feriengäste schauen ziemlich schrecklich aus, der Umgang mit ihnen empfiehlt sich nicht.«

»Das sind keine Urlauber«, hatte sie gesagt, und damit war das Thema erledigt. Auch weil Gherardini natürlich wusste, wen Betty meinte: die Brüder Vitali, die im Dorf *die zwei Wilden* hießen, um auszudrücken, wie wenig gesellig sie waren.

Er war unschlüssig, ob er wieder fahren sollte oder nicht, und überlegte, ob Betty eine Dusche in Klamotten wert war. Er entschied sich dafür.

»Halt die Ohren steif, Marco Gherardini«, sagte er, stieß wagemutig die Autotür auf und warf sich in die Wasserwand. Er stieß den Eingang mit der Schulter auf, und es empfing ihn die fröhliche Stimme eines Mannes mit unverwechselbar englischem Akzent.

»Wir haben einen Besuch, Betty!«

Marco bereute schon allein seinen Gedanken, das Schicksal könnte es in Sachen Frauen gut mit ihm meinen, fuhr sich mit der Hand über die Augen, sah sich um, sagte laut: »Du bist ja auch da, Bill!«, und hoffte, dass seine Enttäuschung nicht allzu offensichtlich war.

»Ja, ich noch musste machen Untersuchung«, sagte Bill und hob seinen Meterstab und die Skizzenmappe hoch. »Sie«, sagte er und deutete auf die junge Frau, »die anderen Fotos.«

Innen herrschte Halbdunkel. Die Kapelle lag mitten im Wald neben den Mauerresten eines Gebäudes, das die Grundzüge einer

Pilgerherberge trug und aus der Zeit stammte, als die Pilger auf ihrer Wanderung über den Apennin in die Ewige Stadt dort vorbeikamen. Vereinzelt waren noch Steinplatten zu sehen, die zum Teil überwuchert waren, Reste der alten, möglicherweise römischen Straße, die später zu einem Saumpfad geworden war.

Seit einem Brand vor Urzeiten waren von der Herberge nur noch schwarze Mauerreste übrig. Zahlreiche vorbeiziehende Heere hatten ihre Spuren hinterlassen. Vielleicht aus einer Art Gottesfurcht hatten sie die Kapelle verschont, die jedoch von der Zeit gezeichnet war. Und eben weil sie weitgehend verschont geblieben war, wurde dort bis zum Zweiten Weltkrieg immer am letzten Sonntag im August ein Gottesdienst gefeiert, der in ein Fest mündete, eines der wenigen Feste, das die Armut den Menschen in den Bergen erlaubte.

Seit damals war die Kapelle nicht mehr genutzt worden, die Kurie hatte gut daran getan, sie zu säkularisieren und zum Verkauf anzubieten. Früher oder später würde sie jemand zusammen mit der Herberge für Privatzwecke kaufen und restaurieren und als Wohnraum nutzen. An landschaftlichem Reiz mangelte es nicht. Momentan mangelte es an Geld.

»Da habt ihr euch einen schönen Tag zum Erforschen und Fotografieren ausgesucht«, sagte Gherardini.

»Wir kamen mit Sonne«, sagte Bill. »Regen kam gerade, wie dein Auto kam.« Er trat an die Tür und blickte prüfend zum Himmel. »Sieht aus, wie wenn er aufmacht«, teilte er mit. Dann kam ein Satz, der Bussard neugierig machte. »Eigentlich warte ich auf der Geologe.«

»Ach ja?«

»Ja, er ist interessiert in alte Dinge, und ich wollte auch das Kapelle zeigen. Er sah schon kleine Votivkapelle von Hauptmann. Als dein Auto kam, Betty sagte: ›Da kommt Geologe.‹ Aber sicher kommt nicht mehr.«